

Kleines Feuilleton.

Eine höchst ergötzliche Anekdote erzählt das „Buch für Alle“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) von dem gegenwärtig regierenden Sultan Abdul Hamid. Als vor einigen Jahren in Konstantinopel die Pest ausbrach, erkundigte sich der Sultan bei seiner Umgebung, woher denn die Seuche ihren Ursprung nehme.

Die Gelehrten behaupten, sie käme von verunreinigtem, baltischen Trankwasser, wurde ihm zur Antwort:

„Oho, der Sache müssen wir doch auf die Spur kommen“, sagte der Sultan. „Den Herren Gelehrten muß man ein wenig auf die Finger sehen. Es wäre mir, wenn an der Idee etwas sein sollte, auch ganz angenehm zu wissen, was für eine Sorte Trankwasser wir hier haben.“

Damit klingelte er und befahl dem eintretenden Diener, eine Karaffe voll Trankwasser zu holen. Dann ließ er sich sechs leere Gläser bringen und sie aus der hohen gehaltenen Karaffe füllen. Er sah dem Füllen zu und versiegelte die sorgfältig verstopften Flaschen mit seinem eigenen Beschrift. Durch einen andern Palastbedienten, der so wenig von der stattgehabten Unterredung, wie von dem Füllen der Gläser aus einer und derselben Karaffe etwas wußte, ließ er dann alle sechs Flaschen zu dem namhaftesten Chemiker von Konstantinopel befördern und um Analyse der Wasserproben bitten.

Der Bescheid, der darauf erfolgte, war verblüffend. Nach den aufgestellten Analyseberichten enthielten vier von den Gläsern Pestmikroben, eines enthielt unreines, nicht trinkbares Wasser; nur die Quelle oder der Brunnen, aus dem das sechste gefüllt worden sei, enthalte gutes Trankwasser.

Abdul Hamid zuckte die Schultern, als ihm die untersuchten Gläser zugehen, und er das Ergebnis der Analyse studierte. Dann sagte er lachend: „Habe ich's nicht gesagt, daß man den Gelehrten auf die Finger sehen muß? Dasselbe Wasser aus derselben Karaffe war also in vier Proben pestdurchseucht, in der fünften verunreinigt, in der sechsten klar und trinkbar. Vor solcher Gelehrtsamkeit muß man unbedingt Respekt haben!“

Zur Feier des tausendsten Tages. Das „Fosinger Tagblatt“ berichtet: Eine seltsame Feier fand letzten Sonntag in einem Dorfe im oberen Teil unseres sonst so stillen Tales statt. Es handelte sich um das Jubiläum eines Hühners, welches das tausendste Gelegte hat. Mehrere Häuser hatten die eigentümliche und kontonale Fahne ausgehängt. Am nachmittag zogen die eingeladenen Gäste mit Musik an der Spitze zum Feiern der Jubiläar. Bei wahrhaftem Eifer wurden dann in Pötte und Broda die Verdienste des wackeren Hühners unter begeisterten Hochs gepriesen.

Ein Gaunerstreich. Einen bösen Streich hat ein Häftling einem Strafstrichter des Bezirksgerichts in Telford gespielt. Vor einigen Tagen wurde ein oft abgeleiteter Einbrecher, Wendelin Dietz, „Enten-Hefe“ genannt, dem Gericht übergeben. Viele wurde von einem Schreiber aus der Zelle vor den Richter geführt, welcher ihn vernahm. Als er das Protokoll unterschreiben sollte, sprang er plötzlich mit einem Satz zur Tür hinaus, drehte draußen den Schlüssel um und rannte davon. Nicht wenig verblüfft schauten die im Gerichtszimmer eingeschlossenen Personen, die Richter, Schreiber und noch ein Beamter, drein. Es dauerte ziemlich lange, ehe man auf das aus dem Zimmer kommende Geräusch der Eingesperrten aufmerksam wurde. Inzwischen hatte aber der Häftling das Weite gesucht und konnte noch nicht wieder festgenommen werden.

Die Phonolarte scheint sich jetzt zunächst in Frankreich als größte politische Neuheit einzubürgern. Zur Herstellung dieser phonographischen Postkarten dient das Phonopol, ein Apparat, der die menschliche Stimme auf einem Stück Pappe aufzeichnet, das in der Form einer Postkarte gleicht. Schon Jules Verne schuf die Idee, den alten Wachszylinder der Phonographen durch ein Blatt Papier zu ersetzen, das dann wie ein Brief verschickt werden könnte. Jetzt würde also auch diese Phantasie des einbildungreichen Franzosen, wie schon so manche andere, in gewissem Grade ihre Verwirklichung gefunden haben. Nach einem Bericht von English Mechanic gewährt das Phonopol zahlreiche Vorteile. Die Aufzeichnungen werden, wie der „Verl. Lok.-Anz.“ mitteilt, durch einen gewöhnlichen Phonographen von möglichst einfacher Art mittels eines Griffels mit einer Sappirspitze gemacht. Diese Spitze macht ihre Eindrücke in eine geeignete Substanz, die auf die Oberfläche der Karte aufgetragen ist und den Namen Sonorin führt. In der Entdeckung dieses Stoffs, der leicht auf einem Blatt Karton ausgedruckt werden kann und alle Eigenschaften eines Wachszylinders besitzt, beruht das eigentliche Verdienst der Erfindung. Dazu kommt die freilich ebenso wichtige Erfüllung der Bedingung, daß das Sonorin die Behandlung und den Transport durch die Post verträgt, ohne daß es zerbricht oder die darauf eingetragenen Zeichen verliert werden. Die Zeichen werden nämlich in Form einer Spirale eingeschrieben, die am Außenrande der Karte beginnt und dann in immer enger werdenden Krümmungen zu einem Kreis ausläuft, der kaum noch den Durchmesser eines Hühnerschnabels besitzt. Die Zeichen sind so tief eingegraben, daß beim Stempeln der Postkarte höchstens zwei oder drei Silben verloren gehen können. Eine Phonolarte hat Raum für 75 oder 80 Worte. Man scheint mit der neuen Erfindung der illustrierten Postkarte Konkurrenz machen zu wollen; auch wird zur Empfehlung hervorgehoben, daß man auf der Phonolarte weit vertraulicher sein kann als auf einer gewöhnlichen Postkarte.

Die Zahnbürste als Ursache einer Blinddarmentzündung. Eine Notiz eines englischen Fachblattes ist geeignet, die Aufmerksamkeit auf die billigen Sorten von Zahnbürsten zu lenken, durch deren leicht ausfallende Borsten Unfälle herbeigeführt werden. Während im allgemeinen nur geringe Beschwerden durch solche Borsten verursacht werden, wenn sie sich in oder zwischen den Zähnen festsetzen, kommt zuweilen ein schwerer Fall vor. Von einem solchen wird aus Newport berichtet, wo ein Chirurg wegen einer Blinddarmentzündung zu operieren hatte und als Ursache der Entzündung Borsten aus einer Zahnbürste vorfand. Es wird daher der Rat gegeben, nur solche Zahnbürsten zu verwenden, deren Borsten mit Draht und nicht mit Leim befestigt sind.

Ein schlechtes Champagnerjahr ist 1905, wie Charles Heid. hat in Londoner Blättern mitteilt. In der Mitte des Monats Juli und in einem Teile August haben Gewitter und Hagel den Reben in vielen Gegenden Schaden getan. Während der Weinlese, die jetzt fast vorüber ist, herrschte schlechtes Wetter, so daß bei der Auswahl der Trauben große Sorgfalt angewendet werden mußte. Man erwartet deshalb nur einen sehr leichten Wein vom Jahre 1905. Der in diesem Sommer auf Plätzen gezogene Jahrgang 1904 entwickelt sich sehr gut und viel-

versprechend. Die letzte gute Ernte war im Jahre 1900, und die Nachfrage danach ist sehr groß. Frühere gute Jahrgänge in Champagner hatte man 1898, 1895, 1893 und 1892; besonders aus dem letzten Jahre war der Wein außergewöhnlich gut. Auch andere Weinarten haben sehr unter den Unbilden des Wetters gelitten, bei dem sich auch die von allen Wintern gefährdeten drei Weinfrauen sehr entwickelt haben, Rhyllogera oder Weinpest, ein Insekt, das die Wurzeln löst, Protophaga, ein Pilz, der auf den Beeren wächst, und Melan der Blätter. Die Bordeaux-Ernte ist reichlicher, als man zuerst erwartete. Am besten ist der Medoc, da infolge seines Sandbodens die Fruchtbarkeit nicht so groß ist.

Eine Rattenfalle in der Hofentasche. Frau Wilhelmine Schulz, die Gattin eines Gastwirts in Buffalo, im Staate New-York, hatte, wie manche andere sonst sehr brave Ehefrau, die üble Angewohnheit, nachts die Taschen ihres schlafenden Ehemannes zu durchsuchen und einen Teil des gefundenen Geldes zu konfiszieren. Das aber verdroß ihren Joseph gar sehr, besonders, da sie es immer ablenkte, und er kam auf den schlauen Gedanken, in die Hofentasche, in der er seine Börse verwahrt, eine Rattenfalle zu stecken. Als dann Frau Schulz im Dunkel der Nacht die Tasche untersuchte, klappte die Falle zu und quetschte ihr die Finger. Voller Wut ließ sie ihren Mann wegen Körperverletzung verhaften und vor den Richter schleppen. Dieser wies Salomo aber entschieden, Schulz könne in jede Tasche eine Rattenfalle stecken, um sein Geld gegen Vagabunden zu schützen und wies die Klage ab.



Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Nassauischer Kunstverein.

Ausstellung der Andros del Sartos-Kopien.

Die Fresken Andros del Sartos im Klosterhof der Bruderschaft dello Scalzo in Florenz gehören nebst Monardos „Abendmahl“ und so vielen anderen herrlichen Werken der italienischen Kunst zu jenen totgeweihten Resten einer vergangenen Zeit, an denen sich zu freuen vielleicht schon der nächsten Generation verlohrt sein wird. Langsam aber sicher gehen sie seit langem schon ihrem Untergang entgegen. Ein großer Verdienst der Baronin Ella von Landon war es daher, von diesen Fresken vor ihrer völligen Zerstörung Kopien anzufertigen und verdienstvoll ist es auch seitens des hiesigen Kunstvereins, diese interessanten Arbeiten zur Ausstellung zu bringen. Es handelt sich bei den Kopien um ein äußerst schwieriges, mühevolleres Unternehmen, da bei dem Zustand der Originale an Stelle der bloßen Kopie schon vielfach Rekonstruktion treten mußte, ein Verfahren, das äußerster Umsicht und Gewissenhaftigkeit erfordert. Eine weitere Schwierigkeit bot die Lösung der rein technischen Frage. Anstelle des al fresco mußte eine Mischung von Gel- u. Wachsfarbe angewendet werden. Unter diesen erschwerten Umständen verdient die Leistung der Dame, die 12 Jahre in Anspruch nahm, alle Hochachtung, selbst wenn das Resultat ein weniger Bedeutendes wäre, als es tatsächlich der Fall ist. Wenn etwas von der rauschenden Eleganz, die Sarto seinen Darstellungen zu leihen wußte, in der Nachbildung verloren ging, so wird man doch durch die für eine Frauenhand geradezu erstaunliche Energie, mit der die Großzügigkeit der Konzeption wiedergegeben ist, reichlich entschädigt. Der große Stil des Cinquecento meisters ist überall mit überraschender Kraft festgehalten. Interessante Vergleiche gestalten die beigegebenen Photographien der Originale, vor denen der Beschauer sich noch in die reizvolle Intimität, wie sie Sarto in Szenen wie z. B. der Darstellung der „Geburt des Johannes“ entwickelt, und wie sie ja von der Nachbildung nur erreicht werden kann, zu versetzen vermag. M. G.

Kunstsalon Banger.

Mit einiger Ueberraschung begegnet man der Kollektion Christianen; Ueberraschung, weil in unserem hiesigen Kunstleben die Darmstädter Kunst, die ja bloß in der übrigen Welt Anerkennung findet, bisher nahezu völlig ignoriert wurde. Wozu denn auch — in die Nähe schweifen, solange es noch in irgend einer fernem Weltde etwas Gutes gibt? Natürlich, dem Dilettantismus gegenüber gilt dieses Prinzip nicht. Da ist nichts an der Hand. Christianen, der qualitativ starkem Beschäftigt, erfreut diesmal durch einige ganz vortreffliche Arbeiten, von denen besonders die Partie aus seinem „Garten“ lebhaft interessiert. Wie hier aus den verschiedensten rätlichen Zonen in suggestiver Steigerung langsam ein ruhiges, klares Bild herausgeschält wird, ist meisterhaft. Hier öffnet sich ein Weg, wie unsere Kunst von der verworrenen Sprache der Töne wieder zu der klareren Ausdrucksweise der primären Farben zurückgelangen könnte. Denn eine Schwenkung im Kurse ist in nicht allzu ferner Zeit unvermeidlich. Alle Zeichen deuten darauf hin. — Die Kollektion Altdeutscher zeigt die junge Künstlerin noch in wechselvollem Kampfe. Ein nach Sensation strebendes Ungeheim steht manchmal der ruhigen Entfaltung der Mittel hindernd im Wege. Die Kraft dieses Talents liegt nicht in der großen Linie, obwohl jetzt noch danach gestrebt wird, sondern im koloristischen Detail. Ein Blumenstück, Rosen in einer Vase, verdient vor manchen der Porträts, den Vorzug. Unter diesen ist es das Bildnis einer jungen Dame in schwarzem Out, das farblich mit vollendeter Delikatesse durchgeführt ist. — Zu erwähnen bleiben noch einige Kinderbildnisse von Freimede und eine Anzahl Landschaften des bekannten Chinamalers Butte. M. G.

Theaternachrichten. Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, ist das beliebteste Mitglied unserer Hofbühne, Herr Kapellmeister Franz Adam, welcher auf eine ehrenvolle Einladung nach Bayreuth während der Theaterferien persönlich mit Frau Cosima Wagner den „Ring“ und „Alberich“ studierte, soeben unter glänzenden Bedingungen für die nächstjährigen Bühnenfestspiele in Bayreuth verpflichtet worden. Herr Adam wird in den 7 Aufführungen des „Parsifal“ in erster Reihe den „Ring“ singen. Außerdem sind ihm noch für die Doppelbesetzung die Partien des „Alberich“ im „Ring“ zugebach.

LOKALES

Wiesbaden, 19. Oktober 1905.

* Volkshilfsverein zu Wiesbaden (Abteilung für Volksunterhaltung). Am Sonntag, den 22. Oktober, nachmittags 4½ Uhr, findet die erste von den 5 Veranstaltungen des Volkshilfsvereins, Abteilung für Volksunterhaltung, in der Turnhalle, Hellmündstraße 25, statt. Auch in diesem Jahre haben dankenswerterweise hervorragende Künstler und hiesige Gesangsvereine ihre Kräfte in den Dienst der guten Sache gestellt. Das Programm der ersten Veranstaltung ist ganz besonders anziehend, nicht nur wegen der mitwirkenden Künstler, sondern auch des Themas wegen, das dieser Veranstaltung zugrunde liegt. „Der Rhein in Geschichte, Sage und Lied.“ Welcher Bewohner des Rheins wird nicht freudig erregt, wenn er die herrlichen Lieder vom Vater Rhein hört! Mit seiner Geschichte und Sage wird uns Herr Prof. Karl Spamer bekannt machen, während uns Fräulein Eise Noorman, Schauspielerin am hiesigen Residenztheater, durch Rezitation mehrerer Lieder erfreuen wird. Was den musikalischen Teil betrifft, so ist für Abwechslung reichlich gesorgt. Außer den Chorborträgen des hiesigen Männergesangsvereins unter Leitung seines Dirigenten, Herrn Prof. Franz Mannhardt, sind noch Solovorträge des Herrn Carl Gerhardt, Konzertfänger (Bariton) und der Herren Hans Schub, Kapellmeister (Tenor) zu erwähnen. Ferner singt das Künstlerquartett der Herren Hans Schub, Ernst Müller, Karl Gerhardt und Martin Alter einige Lieder, und Fräulein Martha Schneider, Lehrerin am Beethoven-Konservatorium, wird einige Stücke auf dem Piano vorzutragen die Güte haben.

* Der Westliche Bezirksverein hält am Montag, 23. Oktober, abends 8½ Uhr, in der Turnhalle, Hellmündstraße, seine Sitzungsgemeine Herbst-Versammlung ab.

* Turngesellschaft Wiesbaden. Sonntag, 22. Oktober, nachmittags 2½ Uhr, findet im Saale des Vereinshauses, Wellmstraße 41, das alljährlich wiederkehrende Fagings-Wettturnen statt. Abends 8½ Uhr erfolgt dann die Preisverteilung, woran sich ein Familienabend mit Tanz anschließt. Zahlreiches Erscheinen der Mitglieder nebst Damen ist erwünscht.

* Der Männer-Athleten-Verein (Mitglied des 2. Preises des deutschen Athleten-Verbandes) veranstaltet am kommenden Sonntag, 22. Oktober, von nachmittags 4 bis nachts 10 Uhr in der Männerturnhalle, Blatterstraße 16, eine Vereinsveranstaltung und Tanz und griechisch-römischen Ringkampf. Daß der Verein in jeder Hinsicht imstande ist, etwas zu bieten, das beweisen die vielen ersten Preise, welche die Mitglieder auf unseren diesjährigen Wettstreiten errungen haben. U. a. wird auch der Meisterschaftsringer des 2. Preises von 1905, Herr Gustav Ehingshaus an dem Ringkampf teilnehmen.

Tel. Conrad H. Schiffer, 8693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Kummers fortige Kuchen-Masse
in allen besseren Kolonial- und Delikatessengeschäften. 1519

Das Fahrplan-Büchlein

„Wiesbadener General-Anzeiger“
mit dem am 1. Oktober in Kraft getretenen
Winter-Fahrplan
ist für 10 Pfg. zu haben in der Expedition
Mauritiusstrasse 8.

Das natürlichste und sicherste Mittel gegen Stuhlverstopfung ist unbestritten Rubin's Graham's (preisgekrönt auf der Bäckerei-Ausstellung Mannheim 1904). Der Genuß von 1-2 Schnitten zu jeder Mahlzeit versteht selbst in den hartnäckigsten Fällen nie seine Wirkung. Aus gewaschenem Weizen nach streng hygienischen Grundregeln hergestellt. Absolut rein, wohlschmeckend und leicht verdaulich. Bestes Brot für Magenleidende und Diabetiker. Aergstlich empfohlen!

Zu haben in den meisten besseren Delikatess- und Colonialwaren-Geschäften 9014
Graham's Wiesbaden, Bietenring 8. Erste und einzige Schrotbrotbäckerei mit eigener Mälerei, Elektr. Betrieb.

Restaurant Waldhäuschen 1487
auch im Winter täglich geöffnet.

Rhein-Westf.

Handels- und Schreiblehrauskalt, 8499
38 Rheinstraße 38, Merkurstraße, Gae.



Sonder-Unterricht
in
Schön-schreiben.
Hand- und Schreibschriften
nach eigener,
jahrrelang bewährter Methode.

Prospekte kostenfrei.



NR. 246:

Freitag, den 20. Oktober 1905.

20. Jahrgang

Flüchtiges Glück.

Roman von Clarissa Kohde.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Nach kurzer Pause begann Cilly von neuem:
„Und als wir auf blumenbestreutem Wege durch eine köstliche Alhorallee zum Schlosse emporstiegen, — ach — wie soll ich den Glanz beschreiben! Eine marmorne Terrasse, auf der die seltensten exotischen Pflanzen stehen, Palmen, untermischt mit dunkelrot blühenden Kakteen und Chrysanthemen von einer Schönheit und Farbenpracht, wie ich so etwas noch nie gesehen. Ein Springbrunnen davor, wo Rajaden aus goldenem Hüllhorn weiße Strahlen in die Luft sprühen. Und nun drinnen alles im edelsten Renaissancestil, wie Justus mir erklärte. Die silbernen Aufsätze und Vasen sind sogar zum Teil von alter Arbeit und in Italien mit schwerem Gelde gekauft. Der große Empfangsalon ist ganz in Weiß und Gold gehalten, auch die Möbel und Portieren von weißem Seidenstoff. Mein Boudoir hat Justus mit besonderer Liebe mir ausgeschmückt. Denkt Euch ein maurisches Zelt, an der Decke schweben blumenstreuende Amoretten. Die Wände sind mit den kostbarsten orientalischen Stoffen überzogen, alles in lichtrosa und gold, ebenso Divans und Stühle. In einem kleinen lauschigen Erker mit farbigen Zugscheiben hängt, von künstlichem Gerant umgeben, eine silberne Ampel, die Glode von rötlichem Glase. Dort auf einem niedrigen Divan von schwellender Seide sitze ich oft abends, — er auf einem niedrigen Tabouret mir zu Füßen, und dann plaudern wir — wollte ich eben niederschreiben, aber Justus liebt diesen Ausdruck nicht. Er ist überhaupt kein großer Freund vom Sprechen, wenigstens nicht mit mir — nur schweigen und in die Augen sehen. So kann er stundenlang sitzen, daß mir oft die Lider zufallen. Dann lacht er und küßt mich wieder nach. Abends, wenn es warm genug ist, und wir uns in unserer Barke auf den See hinausrudern lassen, hüllt er mich ganz in weiße Lächer, schlingt seinen Arm um mich und so, dicht aneinander geschmiegt, fahren wir dahin. Ich darf mich dann gar nicht rühren und möchte doch oft so gern womöglich selbst die Ruder in die Hand nehmen und fröhlich ausgreifen. Aber er mag das nicht und so süß ich mich als gehorsame Frau meinem Herrn und Gebieter. Und ein gewaltiger Herr und Gebieter ist er den Dienstboten gegenüber. Soviel Liebe und nur Liebe, Aufmerksamkeit und Hingebung er für mich zeigt, im Hause ist er gefürchtet und rügt das geringste Versehen aufs strengste. Denke Dir, der Gärtnerbub, der Toni, der zugleich das Amt hat, uns zu rudern, wenn wir mit unserer Barke ausfahren, darf sich nicht nach uns umsehen, muß immer den Kopf starr nach rückwärts richten. Einmal nun, als er Ruder Schlag hinter uns zu hören glaubte, und zufällig den Kopf wandte, fuhr Justus ihn so zornig an, daß ich erschrak. „Noch ein solcher Ungehorsam gegen meine Befehle, und Du bist entlassen.“ Ebenso hat meine Jungfer Verta auch schon einen Verweis von ihm erhalten, der indirekt mir galt. Du weißt, daß meine Schwägerin, die Kommerzrätin, mir das Mädchen besorgt hat. Verta ist nicht mehr ganz jung, wohl hoch in den zwanzigern, aber sehr adrett, anständig und von sehr guten Manieren. Es war so natürlich, daß ich, wenn sie mich ankleidet und mich frisiert,

ein wenig mit ihr plauderte. Sie hat vordem bei der Generalin v. Breidenstein, der Mutter meiner Schwägerin, gedient, und erzählte mir manches von der Familie, was mir natürlich sehr interessant ist. Nur gutes, kann ich Euch versichern, sonst hätte ich sie nicht angehört. Was die Generalin für eine reizende einfache Dame sei, wie sie von ihren Kindern verehrt werde, namentlich auch von ihrem Sohne, dem Leutnant — damals war er noch Jährling —, der ein gar zu schöner liebenswürdiger und lustiger junger Herr sei.

„Der wird der gnädigen Frau gefallen,“ meinte sie. „Immer heiter und übermütig, ganz wie die gnädige Frau erzählen, daß Sie's auch gewesen.“

„Gerade in diesem Augenblick trat Justus ins Zimmer. Verta verstummte sofort, aber er mußte doch etwas gehört haben, denn er hat mich, als sie hinausgegangen war, jede Unterhaltung mit den Dienstboten zu meiden, das sei nicht vornehm, und seine Frau sei eine vornehme Frau.“

„Ich g'aukte, die Sache sei damit abgetan, und gab ihm recht. Ich dachte an meine Schwägerin Leonie mit ihrem stillen vornehmen Gesicht, ihrer überlegenen so etwas auf andere herabsehenden Haltung. Hat sie Dir nicht sehr imponiert, Cilly? — mir sehr, so daß ich mich ein wenig vor ihr fürchte. Nun, sie wird sich natürlich niemals etwas von einem Dienstmädchen erzählen lassen. Es war auch sehr unüberlegt, daß ich es getan, aber in dem stillen Schlosse, wo ich außer mit Justus mit niemand spreche, denn um den Haushalt darf ich mich hier noch gar nicht kümmern, das besorgt alles die Frau des Verwalters, der auch während des Winters hier wohnt und für Erhaltung von Schloß und Park Sorge trägt — da kam mir so ganz unwillkürlich die Lust, ein wenig in gewohnter Weise — Du weißt, Cilly, wie lustig wir immer beim Ankleiden waren — zu schwagen.“

„Natürlich redete ich mit Verta am anderen Tage nicht und auch sie schwieg. Ihr betrübtes Gesicht aber tat mir doch leid. Ich wollte ihr zu erkennen geben, daß ich ihr nicht zürne, oder unzufrieden sei, deshalb sagte ich ihr einige freundliche Worte. Sie sah mich wie mitleidig an: „Die gnädige Frau haben ein sehr gutes Herz,“ sagte sie, „und ich danke der gnädigen Frau für Ihre Freundlichkeit. Doch weiß ich, was ich zu tun habe, dazu habe ich zu lange in vornehmen Häusern gedient. Der Herr hat mich gestern zu hart angefahren, daß ich es gewagt habe, der gnädigen Frau etwas von der Familie der Frau Generalin zu erzählen. Nun, da braucht der Herr Markwald nichts zu fürchten, in der Familie ist alles rein und klar wie Gold. In Berlin wird der Herr Markwald die gnädige Frau doch nicht mehr so eingeschlossen halten können wie hier, und ich wünsche nur, daß die gnädige Frau nie schlimmere Dinge zu hören bekommen, als ich sie gesagt habe.“

„Ich sah sie ganz betroffen an. Was sie da redete, gefiel mir durchaus nicht. Es schien mir ein Uebergriff, den ich hätte zurückweisen müssen, aber da sie gerade mit ihrer Arbeit fertig war, verließ sie das Ankleidezimmer, ehe ich das richtige Wort

sand. Lange aber hielten mir ihre dummen Reden noch im Ohre nach.

„Eingeschlossen? Bin ich denn eingeschlossen? Freilich, außer zu Wasserfahrten, Spazierfahrten und -Ritten — ja wundern Euch nicht zu sehr — Ritten, sind wir nicht vom Schlosse fortgekommen, nicht einmal nach Gmunden oder Ischl und Hallstadt, all die schönen Orte, die ich gern kennen gelernt hätte, da ich schon soviel von ihnen gehört. Aber Justus meinte, das könnten wir alles ein andermal sehen. Jetzt wäre ihm der Gedanke unendlich, unser heimliches Glück fremden neugierigen Blicken preiszugeben. Gerade diese Abgeschlossenheit von der Außenwelt, dieses Leben nur Aug' in Auge, das sei das köstliche, nach dem er so lange sich geseht.“

„Meine Göttin bist Du, und sollst es bleiben; anders wie alle anderen, die unberührte Blume, wie sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, die nur für mich, für mich allein blüht.“

„Seht, mit so schönen Worten verwöhnt er mich, und ich sollte darüber lachen, daß ich hier allein bin, mich gar als eine Eingeschlossene betrachten, wie das dumme Mädchen mir einreden wollte? Nein, Justus hat recht, man muß jede Vertraulichkeit mit solchen Leuten, die unserem Anschauungsreize so fern stehen, vermeiden!“

Hier unterbrach der Professor die Lesende:

„Weißt Du, Cilly, daß ich große Lust verspüre, dem Herrn Schwiegersohn den Kopf zu waschen? Welch köstliches Gebahren gegen eine so junge Frau! Haben wir schon unsere Kathi etwas verwöhnt und eitel gemacht, bei solcher abgöttischen Bewunderung wird sie ja gerade in eine Selbstüberschätzung getrieben, die ihr den Reiz der Kindlichkeit, die ihn so sehr entzückt, bald genug berauben wird. Und dieser lächerliche Hochmut der Jungfer gegenüber! Weiber wollen nun einmal mit Weibern schwätzen, und von ihrer Vornehmheit wird es der Frau Markwald wohl auch nichts nehmen, wenn sie mit der Berta ein paar Worte wechselt. Was hat sie hier mit der alten Babette zusammen-geschwätzt!“

Cilly sah nachdenklich vor sich nieder. Ein anderer Verdacht stieg in ihr auf: Deutete die Heftigkeit, mit der Markwald einen so geringfügigen Vorfall behandelte, nicht vielleicht auf eine geheime Angst, daß seine Frau etwas von seiner Vergangenheit erfahren könnte, was ihm nicht lieb sei? Doch als sie sich darüber gegen den Vater äußerte, wies dieser solchen Verdacht zurück.

„Was kann er denn fürchten? Daß er etwas Lebemann gewesen? Nun, das ist bei einem Mann von seinem Alter und seinem Reichtum wohl kaum anders zu erwarten. Freilich, für unsere noch in kindlichen Idealen schwärmende Kathi hätte ich einen gebiegenderen Charakter gewünscht, und das kann ich Dir sagen, Cilly, Hans wäre mir ein lieberer Schwiegersohn gewesen. Trotz seiner Jugend hat er einen Ernst, eine Festigkeit, auf die man bauen kann, die für jeden Schwachen eine Stütze sein muß. Aber sie wollte ihn doch nicht, der gewandte Justus mit seinen vornehmen Allüren gefiel ihr besser. Daß der es als junger Chemann so verkehrt anfangen würde, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe scheint ihn zum vollständigen Narren zu machen. Und nun lies weiter, Cilly.“

Diese fuhr gehorsam fort:

„Doch wozu halte ich mich bei dieser dummen Geschichte eigentlich so lange auf? Ich will Euch lieber erzählen, daß Justus mich neulich mit einem schönen Reitpferde überraschte. Er will mich hier in der Stille reiten lehren, damit ich es in Berlin mit den Damen seiner Bekanntschaft aufnehmen kann. Seine Schwägerin reitet auch, und viele andere verheiratete Damen, auch junge Mädchen, die er mir nannte.“

„Nebrigens,“ sagte er, „was Deinen Umgang anbetrifft, darauf möchte ich Dich gleich aufmerksam machen, so werde ich ihn Dir wählen. Ich will meine Taube davor bewahren, daß sie ihr reines leuchtendes Gefieder verliert, denn dieses Gefieder gerade ist ihre Hauptzierde, und wenn sie es verlor, fänke sie für mich am Ende zu den gewöhnlichen Weibern herab, die man mit der Bezeichnung: Eine hübsche Frau! abtut. Ich will aber keine hübsche kleine Frau, sondern Dich, meine Göttin — den Götterlieblich!“

„Berrückt, total verrückt ist der Mensch geworden“, unterbrach der Professor die Lesende aufs neue.

„Nun reiten wir alle Tage,“ fuhr Cilly fort, „wenn es nicht regnet oder stürmt, auf einem schönen Wege durch Wald und Wiesen nach Traunkirchen hinauf. Er nimmt mein Pferd am Zügel, und wenn wir an einen Aussichtspunkt kommen, halten wir still. Dann liegt der See smaragdgrün schimmernd unter uns, gegenüber steigt des Traunkirchens gewaltige Masse beinahe senkrecht aus dem See empor. Zur Rechten Traunkirchens mit seiner grün umrauschten Halbinsel, an derselben Stelle, wie mir Justus erzählte, wo einst Raubritter ihr Wesen trieben, und mit ihren Waren aus dem Gebirge kommende Kaufleute, die in

Schiffen nach Gmunden hinüber wollten, anfielen und ausraubten.“

„Vielleicht hat auch in unserer Burg einst ein Raubritter gehaust!“ meinte ich.

„Nicht unwahrscheinlich,“ lachte er, „aber keiner hat gewiß je eine süßere Beute dort geborgen, als ich. Und ein wenig Raubritter war ich auch in der Tat. Habe ich Dich auf dem Chiemsee nicht fast überfahren? Und als ich Dich sah, wenn ich gelonnt, wie gern hätte ich Dich gleich, ehe Du Dich zu wehren vermochtest, fortgetragen zu irgend einer stillen Einsamkeit, und in Deinen Armen Welt und Menschen — und alles — alles vergessen.“

„Noch immer umrauschen mich seine Worte und füllen meine Seele mit wonnigem Entzücken wie damals, als sie zuerst in unserem Gärthchen auf der Fraueninsel an mein Ohr klangen. Ach, Cilly, welche Seligkeit ist's, so geliebt zu werden, wie mein Justus mich liebt. Mache es mir bald nach, mein Schwesterlein, es geht doch nichts darüber, verheiratet zu sein. Wie nützlich erscheint mir jetzt alles, was mich früher so entzückte, all die kleinen Triumphe der Eitelkeit, von denen meine Cilly zu meinem Verdruß in ihrer mütterlichen Fürsorge nie etwas wissen wollte. Jetzt würde sie mit mir zufrieden sein. Habe ich doch nur noch ein Verlangen, meinem Justus zu gefallen, ein Bestreben, von ihm immer dieselben herausschenden Gnädigungen zu empfangen, mit denen er jetzt mein Leben mir zum Paradiese macht. Leider, leider geht unsere schöne Einsamkeit hier bald zu Grunde. Justus erhält heute Briefe aus Berlin, die ihn aus geschäftlichen Gründen schon anfangs Oktober dorthin zurückrufen. Wir werden dann wohl, um schneller heimzukehren, den nächsten Weg über Prag und Dresden nehmen. Justus hat mich, Euch dies mitzuteilen. Du möchtest nicht köse darüber sein, lieber Papa, daß Justus sein Versprechen über München den Rückweg zu nehmen, um dort einige Tage zu verweilen, nicht halten kann. Er hofft auf ein Wiedersehen im Frühling, bis dahin müssen wir uns schon vertrösten. Mir ist es auch ein rechter Schmerz, daß diese schöne Hoffnung scheitern soll, ich hätte Euch beide gern durch den Augenschein überzeugen mögen, daß ich die glücklichste Frau auf der Welt bin. Aber Ihr wißt es ja auch ohne dem, und so füge ich mich, wie es ja doch meine Pflicht ist, in die bessere Einsicht meines geliebten Mannes. Auch verspreche ich, jetzt häufiger zu schreiben. Mit tausend Grüßen auch von Justus allezeit Eure Euch innig liebende

Katharina.“

Cilly faltete den Brief zusammen.

„Da haben wir's“, rief der Professor ingrimmig hervor, „das ist ja gleich ein schöner Anfang. Er kann sein Versprechen nicht halten! — Er will nicht, so hätte er das Kind wahrer schreiben lassen sollen. Zum Andud! Warum kann er nicht? Wenn er im Oktober in Berlin sein muß, mag er einige Tage früher von Gmunden aufbrechen und über München fahren. Mit solchen Gründen kann er wohl einem Kinde, wie der Kathi, den Mund stopfen, aber nicht mir!“

„Still, Papa, still,“ bat Cilly, dem Vater die jetzt aufgetragenen Speisen hinschiebend. „Rege Dich nicht auf. Gewiß ist's so, wie Du sagst, er will nicht über München, will nicht, daß wir Kathi jetzt schon wieder sehen. Aber ich erkläre mir das mit der übertriebenen eifersüchtigen Liebe, die er für sie fühlt. Er mag nichts von ihr abgeben, auch nicht an uns.“

„Das aber werde ich mir verbitten,“ rief der Professor heftig. „Jetzt gerade werde ich nach Berlin reisen, um Kathi ins Gedächtnis zu rufen, daß sie noch einen Vater hat, dem sie einige Rücksicht schuldet.“

„Das wäre in diesem Augenblick kaum rathsam, da Kathi noch so in der Wonne des ersten Liebesglückes schwelgt. Laß ihr doch den Traum so lange als möglich. Das Erwachen wird ja doch kommen, und dann wird sie ja auch zu uns wieder den Weg finden.“

Der Professor antwortete nicht. Bieulich schweigend wurde das Mahl eingenommen. Dann griff er nach Hut und Ueberzieher und ging nach dem Gasthaus hinauf.

(Fortsetzung folgt.)



Ein leichtes Rätsel.

Was ist das: Es sieht weiß aus und man läuft darauf?
Auflösung: Karlsbader Salz.

Sein erster Gedanke.

Lehrer: Nero hat Rom angezündet.

Moritzchen: Reblich, die arme Versicherungs-Gesellschaft.

Vom Kienspan zum Bogenlicht.

Es ist ein langer Weg, der von dem düsternen Schein eines schwelenden Kienbrandes, mit dem der Höhlenbewohner die unwirtlichen Klippen und Wüsteneien ungewiß beleuchtete, bis zu dem strahlenden Glanz einer elektrischen Lampe, die blendende, weiße Lichtströme über die Straßen der Großstadt ergießt, ein mühsamer Weg stets wachsender Erhellung und immer stärker strahlender Kultur, dessen einzelne Etappen wohl wert sind, einmal zusammengestellt zu werden, wie dies Fred. Hovey Allen im *Scientific American* getan hat. Vielleicht war es das zufällige Inbrandgeraten von Fettsäcken eines erschlagenen Tieres, das auf den Gedanken brachte, dies Fett als Leuchtmittel zu verwenden. In eine Muschel aus dem Meer, in einen hohlen Stein oder in etwas roh geformten Ton ward das Fett getan; ein Erdchen von Binsen und Stroh ragt aus der Masse heraus und bildet den leuchtenden Körper, der von dem Fett gespeist wird. So ist die Lampe entstanden und langsam hat sie sich fortentwickelt zu den Werken feiner Kunst und eleganter Form. Prachtvolle Exemplare solcher alten Lampen aus Terrakotta, aus Stein, Messing und Bronze sind in den Trümmerfeldern hebräischer Städte und hindostanischer Tempel, in ägyptischen Gräbern und assyrischen Scherbenhügeln gefunden worden. Herodot spricht von einer feierlich erhabenen Prozession mit heiligen Lampen, und Homer erzählt von einer Fackel, deren Flamme vom Wachs des wilden Honigs und von dem Harz gummi der Bäume genährt wurde. Und der grelle Schein solcher Wachsackeln warf seine Flammen über die Orgien Belsazars und die Schwelgereien des Orients, während Nero, wie man erzählt, furchtbarere Menschenackeln bei seinen Gelagen brennen ließ, oder Sarbanapal und Alexander in dem inbrünstigen Wunsch nach Helligkeit die Städte in Brand steckten als würdiges, weithinleuchtendes Fanal ihrer Feste. Der Gebrauch der Lampe wird ziemlich allgemein, als man Öl aus Oliven und andere Pflanzen zum Leuchten verwendete; aus Gold und Silber schön gebildet, mit kostbaren Steinen ausgeziert, boten sie dem wohlthätigen und heiligen Lichte eine zierliche Wohnung. Doch so schön sie waren, so unpraktisch waren sie auch. Eine gewöhnliche Laterne aus dem 18. Jahrhundert mit ihrem matten Licht und den dichten Dampfscheiben gab doch noch eine starke Helligkeit den Lampen gegenüber, die das Gastmahl des Plato mit ihrem leisen Dämmern umhüllten, oder die Zusammenkünfte des Kreises um Cicero auf seinem Tusulanum besuchten. Dem Öl mischte man seine Gerüche von Rosen und Sandelholz bei, denn die Lampen qualmten sehr stark und verbreiteten einen beßenden, läßlichen Dunst, so daß die edlen Römer nach einer mehrstündigen Abendkonferenz wie Schornsteinfeger ausgesehen haben müssen. Von Rom verbreitete sich die Öllampe über Germanien, Gallien und Britannien; man steckte Binsen in Fett oder in ein stark riechendes Fischöl, und dies Licht aus zusammengeflochtenen Binsen, die mit fettiger Flüssigkeit getränkt wurden, hat so lange sich den niederen Kreisen erhalten, als Wachskerzen zu teuer waren. Ja, lange gebrauchte man noch Holzbrände oder Kienspäne. Die römische Lampe blieb im Gebrauch bis in das 13. Jahrhundert hinein, dann erst wurde durch die Talgkerzen ein helleres, besseres Licht angezündet und die tiefe Dunkelheit von der Menschheit genommen, die wirklich bis dahin „in Finsternis versunken gewesen war“. Ende des 12. Jahrhunderts kamen die ersten Fackeln aus Talg auf und waren etwa hundert Jahre im Gebrauch, dann traten an ihre Stelle die gezogenen Talgkerzen, wie sie auch heute noch existieren. Wachskerzen galten damals für ganz besondere Kostbarkeiten; seit dem 9. Jahrhundert wurden sie zuerst in der Kirche gebraucht und konnten auch später nur bei sehr hohen Festlichkeiten und vor allem beim heiligen Hochamt in Anwendung kommen. Es war eine sehr beträchtliche Ausgabe, wollte man der hl. Jungfrau eine Wachskerze stiften. Aber erst im 16. Jahrhundert waren gewöhnliche Bürger imstande, sich auch nur den Luxus eines Talglichtes zu leisten, und erst im 19. Jahrhundert konnte eine solche Kerze für wenige Pfennige gekauft werden. Als Docht wurde gewöhnlich Flach, bei besonders kostbaren Weibkerzen auch Seide verwendet, und dann brannte die Geschichtete reichend schnell herunter. Eine Verschwendung von Kerzen konnte sich überhaupt nur die Kirche gestatten, und große Randalaber mit vielen Lichtern schweben in dem lustigen Raum der Kathedralen; ein solcher Randalaber glänzte im Dom zu Pisa mit tausenden Flammen dem jungen Galilei vor den Augen und brachte ihn auf die geheimen Gesetze der Pendelschwingungen, verbreitete so nicht nur Helligkeit im weiten Kirchenraum, sondern auch in den Köpfen der Menschen.

Im Jahre 1609 versuchten einige unternehmende Wachzieher, auch das Fett von Tieren bei dem Wachs der Kerzen zu verwenden, doch wurde dies als eine Verschlechterung der Kerzen streng verboten. Noch 1654 geriet Olivier Cromwell über die zwei Kerzen, die seine Frau auf dem Tisch brannte, als Verschwendung in Wut, und man sagte Voltaire nach, daß er, unzufrieden mit dem Gehalte, das ihm Friedrich der Große gab, sorgfältig alle Stämme der Wachskerzen stahl, um sich daran zu bereichern. Napoleon gab für die Beleuchtung der Tuilerien mehr aus, als heute eine tageliche elektrische Beleuchtung kosten würde, nämlich über 16 000 Mark das Jahr, bei großen Festlichkeiten manchmal an einem einzigen Abend 3500 Mk. Ungefähr um die Mitte des 18. Jahrhunderts kamen die Lampen mehr in Aufnahme, da das neu erfundene Napsöl sehr billig war. 1783 wurde von Argand ein neuer Brenner konstruiert, den die Brüder Fred und Philipp Girard noch vervollkommneten. Doch diese Lampen wurden nur in den höchsten Kreisen Englands und Frankreichs gebraucht. Die großen Geistesstätten des 18. Jahrhunderts, die ein so helles Licht über die Welt verbreiten sollten, sie entstanden bei einem trüben Licht einer unruhig flackernden Kerze, die häufig „geschneuzt“, mit der Lichtschere gepußt werden mußte. Eine kleine Lampe breitete ihren dämmrigen Schein über die Gesellschaft des Weimarer Hofes, die mit Goethe und Schiller bei Tische saß, und in diesem gemüthlich „schummrigen“ Licht haben die Romantiker die intimen Stimmungen ihrer Werke geschaffen. Bis 1830 gab es keine Streichhölzer, mit dem Bündschwamm mußte umständlich das Feuer entfacht werden. Eine neue Art der Beleuchtung brach mit dem Gas an. Zunächst hielt man die kühnen Erfinder dieses Leuchtgases für verrückt, und Scott schrieb noch in der ersten Zeit des 19. Jahrhunderts: „Da ist hier ein Narr, der will mit „Rauch“ die Stadt erleuchten.“ 1814 wurde dann in England die Gasbeleuchtung durchgeführt, seit 1828 auch in Deutschland, wo die neuen Laternen eine grenzenlose Bewunderung erregten. Und dann brachte das Petroleum auch in die Zimmer Helligkeit und Glanz. Als einen seltsam rätselhaften Ausfluß aus der Erde hatte man diese Flüssigkeit längst bekannt. Als 1845 ein glänzender, funkelnder Schaum auf der Oberfläche eines Flusses bei Pittsburgh aufleuchtete, ahnte man die lichtbringende Kraft dieses Oeles. Man schöpfte die Flüssigkeit ab; die Amerikaner, die sie fanden, wurden reiche Leute. Seit 1860 ist das Petroleum im allgemeinen Gebrauch und hat alle die verschiedenen früheren Leuchtmittel vertrieben. Doch über Gas und Petroleum strahlend wie die Sonne hebt sich das elektrische Bogenlicht und hüllt mit seinem weißen starken Glanz die Welt in eine zauberische Flut stirkenden hellsten Lichtes.



Unblutige Zweikämpfe.

Vor kurzem ging durch die Blätter die Geschichte eines Zweikampfes, den zwei junge, in die gleiche Dorfschönheit verliebte Burschen im Kanton Tessin auszufechten sich entschlossen hatten. Sie waren übereingekommen, daß jeder sich täglich zwei Stunden lang am Spägen an einer Stelle, wo die weißen Lawinen heruntergehen, aufstellen müßte, so lange, bis der eine von ihnen durch eine herabstürzende Lawine aus dem Wege seines Nebenbuhlers gesetzt würde. Zum Glück erhielt die Polizei Wind von dem grausamen Spiele ums Leben und bereitete diesem eigenmächtigen Duell ein höchst unromantisches Ende.

Noch verrückter war ein Zweikampf, der vor nicht langer Zeit gegenüber dem Bahnhof in Antwerpen ausgefochten wurde. Zwei Eitlicher Bürger, die sich auf einer Vergnügungsreise in Antwerpen befanden, saßen am späten Nachmittag in der dortigen Bahnhofrestauration, um sich an einem Glase Lambic, dem Antwo-pener Nationalgetränk, zu stärken. Hier begann zwischen beiden ein Wortwechsel, der sehr bald zu Schimpferei ausartete und schließlich in Tätlichkeiten überging. Die gegenseitigen Beleidigungen waren so schwere, daß sie nur in Blut abgewaschen werden konnten. Da aber tödliche Waffen nicht zu beschaffen waren, meinte der Restaurateur, der Streit könne auch durch Wasserstrahlen ausgefochten werden. Jeder der Duellanten erhielt einen Gummischlauch in die Hand, der an der Wasserleitung angeschraubt war. Einige Minuten lang richteten nun die beiden Kämpfer die nächsten Geschosse aufeinander. Als sie bis auf die Haut durchnäßt waren, kühlten sie, daß ihr Sorn sich genügend abgekühlt hatte. Sie waren froh, sich zur Versöhnung die Hände schütteln und dann wegehen zu können, um trockene Kleider anzuziehen.

Als eines Tages ein Amerikaner und ein spanischer Offizier wegen eines Liebeshandels in heftigen Streit geraten waren und die Wahl der Waffen dem Amerikaner zufiel, bestimmte dieser, daß ihr Streit in folgender Weise ausgefochten würde.

Zwei Fässer, bis an den Rand mit Dynamit gefüllt, wurden in einer Entfernung von hundert Meter voneinander aufgestellt.

Von jedem Faß führte eine besondere Zündschnur bis in die Mitte des anderen Fasses. Jeder der beiden Duellanten hatte sich auf ein Faß zu setzen und das eine Ende des zum Faß des Gegners führenden Zündschnur in die Hand zu nehmen. Auf ein gegebenes Zeichen sollten sie dann gleichzeitig die Zündschnur in Brand setzen. Derjenige, der es am längsten auf seinem gefährlichen Sitze aushielt, sollte als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen.

Zur festgesetzten Zeit bestiegen beide ihr Faß und legten gleichzeitig Hände an die Zündschnur. Als der Funke die Schnur entzündete, und der sichere Tod näher und näher rückte, wurde der Spanier vor Angst und Schrecken erst weiß, dann grün. Schließlich unfähig, die Nervenauflage länger zu ertragen, sprang er vom Faß hinunter und ergriff die Flucht. Sein amerikanischer Nebenbuhler aber blieb stoisch auf dem Faße sitzen. In seinem Gesicht bewegte sich keine Muskel, und als die zu seinem Faße führende Zündschnur ausgebrannt war, stieg er ruhig hinab, leerte die beiden Fässer und trug sie nach Hause. Sie hatten, wie ihm vorher genau bekannt war, als Explosivstoff weiter nichts als nassen Sand enthalten.

Zwei Amerikaner, die in die gleiche junge Dame verliebt waren, kamen überein, ihre Nebenbuhlerschaft ein für allemal zu beenden. Da aber jeder sein Leben noch mehr liebte, als den Gegenstand seiner zärtlichen Neigung, so trafen sie folgendes Abkommen. Die lebensgroße Figur eines jeden wurde in weißer Farbe auf je einen dicken Baumstamm gemalt, und jeder sollte mit der Büchse sechs Schuß auf das Bild seines Gegners abgeben. Der Ausgang des Kampfes war entscheidend. Das eine Konterspiel auf dem Baumstamm erhielt sechs Schüsse in die Brust, während der andere Baumstamm nicht eine einzige Kugelspur aufwies. Der gute Schütze führte die umkämpfte Dame als Gattin heim. Der schlechte Schütze dagegen, so berichtet der boshafte Chronist, verlebte als Junggeselle seine ferneren Tage in Ruhe, Frieden und Glück.



Ueber „seltsame Küchen“ plaudert eine englische Zeitschrift: In den am meisten bewunderten Taten Blondins gehört es, daß er einen Eierkuchen buk, wenn er in schwindelnder Höhe auf seinem Seil balancierte. Auch als er über den Niagara ging, diente ihm so das Seil als Küche, und er wiederholte sein kulinarisches Kunststück noch in vielen seltsamen Lagen, zum Beispiel als er über die Themse ging. Im Jahre 1655 wurde, wie alle Chroniken ausführlich erzählen, die Kirchturmstige von Salisbury als Küche benutzt. Ein Bleidecker namens Handley war die 400 Fuß hinaufgestiegen und machte sich dann mit dem größten Gleichmut daran, ein reichliches Mahl zu kochen, zu dem auch ein Hammelrücken mit Geflügel gehörte. Als im Jahre 1762 der Turm wieder ausgebessert werden mußte, kochte James Grift, der von dem Spag seines Vorgängers gehört hatte, ein Gericht Bohnen mit Speck zum größten Erstaunen der unten stehenden Menge. Die Kirchtürme scheinen besondere Anziehungskraft für Abenteuerlustige zu haben. Einmal erkletterten fünf junge Burschen unter der Führung eines gewissen Pierre Roubaud den Kirchturm der Kathedrale von Bayeux. Als sie die riesige vergoldete Statue des heiligen Michael, die den Turm damals krönte, erreicht hatten, zogen sie die mitgenommenen Kochgeräte heraus, bereiteten sich ein Mahl und verzehrten es mit gutem Appetit. Am Schluß des Festes tranken sie auf das Wohl der Zuschauer, die ihren Evolutionen mit größter Spannung folgten. An einem warmen Julitage des Jahres 1900 glitt das amerikanische Unterseeboot Argonaut langsam in eine Tiefe von 35 Fuß unter der Oberfläche. An Bord befand sich eine Gesellschaft von Gästen, die Kapitän Luke eingeladen hatte, an einem unter Wasser gekochten Diner teilzunehmen. Das Diner war ein glänzender Erfolg, ebenso das Abendessen und das Frühstück, das sechs Monate später unter ähnlichen Bedingungen an Bord des Hollandbootes Fulton serviert wurde. Ähnlich wurde eine Taucherglocke vor einigen Jahren als Küche benutzt, um ein Mahl für sechs Personen unter dem Wasser zu kochen. Das eigenartige Vergnügen ist sogar schon wiederholt ausgekostet worden. Im Jahre 1706 wettete ein gewisser James Austin um 2000 M., daß er einen Pudding 10 Fuß unter dem Spiegel der Themse bei Rotherhithe kochen würde. Die Wette wurde angenommen. Die Leute strömten in Scharen an den bezeichneten Ort, der Pudding wurde in einen zinnernen Behälter inmitten eines Sackes voll Kalk in das Wasser hinabgelassen, wo er 2½ Stunden blieb. Als er dann wieder heraufgezogen war, erklärten die Mitglieder der Prüfungskommission, Austin hätte seine Wette gewonnen, der Pudding wäre übergar. Im Wipfel einer alten Ulme in Walton Hall bewirtete eines Tages der erzentliche Naturforscher Charles Waterton sechs Bekannte. Das Mittagessen wurde auf einem anderen Baume in der Nähe gekocht, und mittels einer sinnreichen Seilleitung wurden die Speisen von einem Baum zum andern befördert. Alle Teilnehmer waren entzückt von dem gelungenen Fest, zumal der Koch und seine Gehilfen, die mit Ketten heraufgeholt und herabgelassen wurden, sich mit Ruhm bedeckt hatten.



Aus einem Londoner Panoptikum. Das berühmteste Panoptikum der Welt ist das Tassand-Museum in London, dem ein englisches Blatt einen hübschen Artikel widmet. Alle unsere Zeitgenossen von Bedeutung sind bei Tassand mit einer Naturtreue dargestellt, die aus Wunderbare grenzt. Nanfen z. B. in am Kap Kora mitten in der Eiswüste zu sehen, und man erzählt, daß der große Nordpolforscher, als er sich so dargestellt sah in aufrechtstem Erstaunen ausgerufen habe: „Wenn ich 'es nicht anders wüßte, würde ich glauben, daß die Bilder dieser Szene wirklich dabei gewesen sind.“ Das Tassand-Museum beschäftigt aber auch wahre und große Künstler. Wenn man bei diesen Künstlern einen Zeitgenossen bestellt hat, suchen sie sich zunächst alle erreichbaren Porträts der darzustellenden Persönlichkeit und außerdem ausführliche Berichte über ihre Handlungen und Besten zu verschaffen. Dann streben sie danach, das Modell von nah und fern und bei verschiedenen Gelegenheiten zu betrachten. Wenn es sich um einen Staatsmann handelt, suchen sie, ihn bei einer offiziellen Feier, auf der Parlamentarstrübene, in den Wandelgängen des Parlaments — während er mit seinen Freunden plaudert — und anderen Orten zu betrachten. Wie Berichterstatter bitten sie um Interviews, um den Gang, die Haltung, die Gesten, die Kleidung des „Opfers“ genau zu studieren. Wenn sie Glück haben, dürfen sie einen Wachsabdruck von den Händen der Redner, Sänger, Schauspielerinnen, Komponisten u. a. nehmen. Eine sehr schwer zu lösende Frage ist die der Haartracht. Man muß unter den Millionen (!) Haarproben lange suchen, bevor man Haare findet, die denen der darzustellenden Persönlichkeit gleichen; als Muster läßt man sich, wenn es irgend möglich ist, von dem Modell eine Haarlocke geben. Was die Augen betrifft, so sind sie natürlich von Glas; man muß aber gewöhnlich ein besonderes Paar für jede Wachsfigur fabrizieren. Die zu dem Etablissement gehörigen Schneider und Schneiderinnen, Schuhmacher, Hutmacher und Modistinnen sind gleichfalls Künstler in ihrer Art, denn sie müssen die Skizzen und Photographien, die ihnen die Wachsbildner liefern, gewissenhaft interpretieren. Die Dauer der Malerei auf Wachs ist verschieden; aber man muß durchschnittlich alle drei Monate das Gesicht und die Hände übermalen. Von einigen besonders hervorragenden Persönlichkeiten wird alle sieben Jahre eine neue Wachsstatue angefertigt. So sieht der Besucher z. B. mehrere Bildnisse von Gladstone, eines aus seinem letzten Lebensjahre, ein anderes aus dem Jahre 1890, ein drittes aus dem Jahre 1883 usw. Jeden Morgen erscheinen Angestellte des Instituts, die die Kleider der Statuen abbürsten, ihre Schuhe wuschen und ihnen saubere Wäsche anziehen; die Wäscherechnung des Tassand-Museums würde mancher Hausfrau einen Auscuß des Schreckens entlocken. Die Bekleidungskosten sind geradezu extravagant. Jedes Jahr gibt man bei Tassand rund 3000 M. für Spitzen aus. Jede Hofrobe kommt auf mehr als 2000 M. zu stehen. Der grüne Mantel, den die Königin trägt, kostete 1200 M. Der große chinesische Staatsmann ist während seines Besuches bei dem Zeitungsherausgeber James Knowles dargestellt. Die Treppe, die er ersteigt, ist genau nach der Treppe in dem palastähnlichen Hause des Herrn Knowles kopiert. Sie ist aus Marmor, mit einem edel vergoldeten Geländer, und kostete 60 000 M.; der Teppich allein hat einen Wert von 10 000 M. Die Krone der Statue Georgs IV. ist aus gediegenem Silber und hat einen Wert von 13 000 M. Für die Nachahmung des Perlenhalsbandes, der Ohrringe und der Busenmodelle, die die Stadt Paris einst der Kaiserin Eugenie schenkte, mußte die Museumsleitung 11 000 M. ausgeben. Eine der am meisten bewunderten Statuen ist die einer kleinen alten, ganz dunkel gekleideten Dame mit einem Directoirehut und großen Brillengläsern. Das ist Frau Tassand, die Gründerin des Museums, in eigener Person. Ihre funkelnden Augenlein haben viele Dinge von historischer Bedeutung gesehen, und wenn sie ihre Memoiren geschrieben hätte, so wäre das sicher eines der interessantesten Bücher geworden, die man sich denken kann. Sie war Pariserin und verstand es vortrefflich, in Wachs zu modellieren. Am Hofe der Königin Marie Antoinette stand diese Kunst in hohem Ansehen, und so kam es, daß Frau Tassand bald zu der Königin in Beziehungen trat, die einen freundschaftlich-intimen Charakter trugen. Sie gab Unterricht, machte aber hauptsächlich Büsten von Prinzen und Prinzessinnen, von Hofdamen, Kammerherren usw. Ihrem Talent hatte sie es zu verdanken, daß sie der Guillotine entging. Nach 1793 begann sie, die großen Revolutionsmänner in Wachs zu verewigen, und erkaufte sich dafür ihrer Protektion. Nach der Revolution ging sie nach London und wies in dem von ihr begründeten Museum den Feldern der Revolution einen Platz in der berühmten — Schreckenskammer an. In derselben Kammer sieht man auch interessante Reliquien aus den Revolutionszeiten und aus der Kaiserzeit, so die Wadewanne, in welcher Marat gestorben ist, das Sterbebett Napoleons, die Guillotine, mit welcher Sanson und seine Gehilfen 22 000 Personen enthaupteten, u. a. Die Echtheit der meisten dieser Reliquien ist allerdings wiederholt bestritten worden.